Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 23

Artikel: Capresische Caprizen

Autor: Falke, Konrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747926

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Capresische Caprizen.

Von Ronrad Falte (Anacapri).

Die Deutschen auf "ihrer" Insel.

m Mittelalter nahm man das Kreuz und wallfahrtete nach dem heiligen Grabe; heute nimmt man den Baedeker und reist nach Capri. Die das vor allem tun, fast wie in Erledigung einer Pflicht, sind die Deutschen; es gibt welche unter ihnen, denen man es ansieht,

daß sie anders nicht hätten selig sterben können. Und da tummeln sie sich nun: umfahren und befahren das felsige Eiland in zwei Tagen, bewundern es im lieblichen Rundgesang ihrer Dialekte an der Tasel des Hotel "Pagano" (wo jeder rechtgläubige Capripilger absteigt), und nachdem sie ihre "Gemütlichkeit" etabliert und sich in ihr brüderlich gestunden haben, dampsen sie wieder nach Neapel zurück.

Nirgends auf der Welt kann man sich des deutschen Wesens so abgründig tief bewußt werden; wenn an schönen Tagen Wagen hinter Wagen von der Grande Marina nach Capri und von da nach Anacapri hinauffährt, so kommt es dem Wegelagerer vor wie die wankende Ahnen= galerie eines fremden Bolkes (im Sinne jenes Parvenüs, der den Besucher in den Salon führte: "Voilà mes anes!"). Darf man es dem Einheimischen verargen, wenn er diese Menschen im Grunde seines Herzens für vollkommene Narren hält? Sie sehen alles und doch nichts; sie glauben Italien zu genießen und genießen nur ihr Phili= sterium, das sie hier noch tyrannischer entfalten und in dem sie die Hoteliers als Menschenkenner nach Kräften unterstützen; sie loben den Caprimein (von Hermann Molls liparischem Malvasia Mltoholgehalt 19 Grad!] haben einst fünf Siebzigjährige zur Tilgung des Welt= schmerzes auf einen Sitz achtzehn Flaschen geleert) — aber das Auge aller leuchtet erst dann, das Bewußtsein ihrer Deutschheit schwellt erst ihren Busen, wenn sie irgendwo vor einem Glas Münchner "frisch vom Faß" sigen!

"Wir haben es wie zu Hause!" ist das Ziel, das Glück und die Charakteristik alles Spießbürgertums; und angesichts des Golses von Neapel ein Glas Vier zu saufen, verrät jenen Mangel an Stilgefühl, in dem letzten Endes alle Barbarei beruht. Trotz Schiller und Goethe stehen die Deutschen als Volk immer noch vor der Kultur; ja, wenn man diese Physiognomien betrachtet, so wird man gewiß, daß sie sich gar nicht kultivieren lassen wollen (der beste Beweis für ihre polis

tische Zukunft; denn in der Welt siegen immer Masse und Mittelsmäßigkeit, und alle bedeutenden Männer und großen Ereignisse sind nichts als Blike in der Nacht, die einigen Pfadsindern den Weg weisen!). Dieser Gegensatz zwischen Barbarei und Kultur erklärt auch, warum der Deutsche, und lebte er hundert Jahre in Italien, nie die Sprache des Landes lernen wird: nicht nur sein von Prinzipien durchkreuzter Kopf, sondern vor allem seine schwerfällige Seele versteht dieses liebliche Glodenspiel der Laute nicht. (Es ist ein Schrecken der Schrecken, wenn man die Deutschen sich im Italienischen versuchen hört; häßlicher als das Idiom der aspirierten Tenues klingen nur noch die schmukigen Bokale jener Rasse, die fortwährend über ihren Unterkiefer stolpert, — daß Shakespeare ein Engländer war, kann man sich einzig durch ein hinzugefügtes "Trotzem" erträglich machen!)

"Meine" Villa.

Nach fast vierwöchentlicher Reise betrat ich, müde von tausend Eindrüden, die herrliche Insel, die tags vom Sonnenschein, nachts vom Mondenglanz überflutet ist, immerdar leise vom Meer umrauscht, und wie der Prinz durch die letten Seden dringt, um zu seinem Dornröschen zu gelangen, so durchlief ich den Spalier der Fremden, um in einem abgelegenen Winkel zur reinen Besinnung der Örtlichkeit und meiner selbst zu kommen. Bu oberst in dem ungefähr dreihundert Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Anacapri, an den beginnenden Sängen des Monte Solaro, der höchsten Erhebung des Eilandes, reizte mich "Wanderer an der Mauer entlang" eine hinter einem Gitter unvermutet aufsteigende, schachtartig eingeschnittene Treppe, auf die unzählige blutrote Mairosen ihren Schein, ihren Duft, ihre Blütenblätter warfen und von dem Reichtum eines kleinen Gartens kündeten. Ich stieg hinauf und sah mich inmitten eines kleinen Hofes, in dem ein fast beängsti= gendes Blühen und Duften herrschte, vor einem altitalienischen Landhaus; über die Terrasse vor dem ersten und einzigen Stodwerk hingen, wie über eine von lauter Frühling überfließende Schale, ebenfalls Blumen und Girlanden herab, während unten aus der Küche oder einem ähnlichen Raume gleich der Süterin all der stillen Serrlichkeit ein altes Weib heraustrat. Meine Frage, ob man hier wohnen könne, bejahte sie mit freundlichen Worten, wobei zwei lange, krumme Zähne, der eine im Oberkiefer, der andere im Unterkiefer, miteinander erbit= terten Krieg zu führen schienen, ohne sich jemals erreichen zu können; dann führte sie mich zu der blumigen Terrasse hinauf, über der an einem schrägen Stangengeruste lichtgrüne Reben zur Zinne des Daches emporkletterten, und ließ mich in ein Zimmer eintreten, das mit seinem Steinplattenboden, seiner gewölbten Dede, seinen Möbeln und seinen

Tapeten die Versicherung bestätigte, daß in dem Haus schon acht Generationen gestorben seien. Nach einer con amore geführten Unterredung auf Capresisch und Italienisch war der Mietvertrag mündlich abgeschlossen, und ich konnte aufs Dach steigen und mit einem Herrschergefühl, das mir den Samos überschauenden Polykrates in den Sinn rief, die Aussicht genießen: im Rücken den kahlen Monte Solaro, vor mir, aus grünen Bäumen hervorleuchtend, die weißen viereckigen Häuser von Anacapri, und darüber hinaus in einem Halbkreis das blaue, verschuftende Meer mit der sansten Insel Ischia . . .

Genius loci.

Bei diesen guten Pächtersleuten (der Mann läßt sich wenig blicken) wohne ich nun; eigentlich sind sie, unter der Bedingung einer mäßigen Abgabe an irgend einen Geistlichen, die unvertreibbaren Besitzer des schönen Landgutes. Eine Tochter, die Fiore heißt und die Blumenpracht des Ortes personissiziert, besorgt die Hausgeschäfte; sie ist sehr liebenswürdig und hat mir versprochen, einmal die Tarantella zu tanzen.

Rein Lärm, kein fremdes Gesicht; einzig Tag für Tag der ewig blaue Himmel mit seinem Spiegelbild im Meer. Es ist warm; man versichert sich ordentlich des Sommers, dessen man im Norden nie recht froh werden kann, und fühlt, wie in der Welt und im Herzen alles der Reise entgegenblüht. Italien löst und erlöst, bringt alle Anlagen des Menschen zur Entfaltung; wenn einst der nach Macht und Glanz gierende Königstraum der Hohenstaufen nach diesem wunderbaren Lande flog, so darf noch heute der Künstler Befreiung von ihm ershoffen: Italien ist das Land der unschuldigen Sinnlichkeit.

"Wenn du brav bist, so bekommst du etwas Gutes!" sagt jeden Tag die nordische Mutter zu ihrem Kinde, und nach diesen unmoralischsten aller Erziehungsgrundsätze spielt sich bei uns das ganze Leben ab und gerät darob in erbärmliche Lüge und zermürbendes Sündenbewußtsein hinein. Einen sinnlichen Genuß von einer ethischen Handlung abhängig zu machen — den Speck des Vergnügens zum Monopol aller staatlichen Mausefallen zu erheben — ist einfach abscheulich; es verkümmert den Sinnengenuß und trübt die sittlichen Entschließungen, die beide voneinander unabhängig bleiben sollten. Sie in der ganzen Lebensauffassung voneinander unabhängig erhalten zu haben, das ist das in Süditalien heute noch fortwirkende Antike; die elende Berkoppelung, durch die wir bei uns das ausgehungerte Tier den Wagen ziehen lassen. auf dem das Göttliche sich spreizt, ist hier gelöst; das Animalische im Menschen wird befriedigt, und dadurch klärt und schärft sich sein Blid für die hoch über allem Sinnlichen stehende, uns allein zugäng= liche Offenbarung des Göttlichen: das Personliche.

Man kann über nichts ein Urteil haben, das man nicht gekostet, nicht durch gekostet hat; in diesem Lande, wo die Früchte und die Liebe so wohlseil sind, lernt man das Sinnliche (in jeder Beziehung) am besten richtig einschäßen. Die Erdbeeren, die mir fast jeden Tag ein Händler körbchenweise um einen Spottpreis verkauft, die Kirschen, die ich mir auf der Piazza für wenige Soldi erstehe: alles bringt mir in Erinnerung, wie viel seltener zwar, aber auch wie viel würziger diese Erzeugnisse des Bodens bei uns sind; der Kampf um die Reise ist, was aller Reise Süßigkeit verleiht. So kommt man im stillen zur Erkenntnis, daß das gelobte Land des Südens doch nicht durchaus ein zu lobendes ist: bei längerem Verweilen wird man immer mehr des Schopenhauerschen Wortes von der "Fabrikware der Natur" eingedenk— und lernt ihre "Handarbeit" schäßen!

Die moralinfreie, in der großen Stala der Genüsse so strupellos sich offenbarende Sinnlichkeit des Lebens ist der große, immer aufs neue wie ein erfrischendes Bad empfundene Gewinn für den Künstler; die für jeden tiefern Geist von selbst sich ergebende überwindung des Sinnlicen ist der Gewinn für den Menschen, und zwar ein weit wertvollerer, als die Askese a priori. Im Sinnlichen ist noch niemand untergegangen, für den es schade gewesen wäre; vor diesem Flammen= wall, den die Feigen an der Hand fürsorglicher Lehrer umschleichen, die Mutigen aber ked auf eigene Faust durchspringen, erwahren sich die Siegfriednaturen, die der Brünhild würdig sind! Und zulett sieht man ein: nicht in der Askese und nicht im sinnlichen Genuß, sondern auf dem Weg von der einen zum andern finden sich die Schäke des Lebens: nicht im Himmel und nicht in der Hölle, sondern im Sündenfall liegt für uns Menschen das größte Erlebnis; nicht die Hochzeit der Gefühle, sondern ihr Brautstand ist es, in dem sie ihre höchste Intensität erreichen — allgemein und zusammengefaßt: nicht die ewig wechselnde Wirklichkeit ist für den Menschen, der von ihr gelebt wird, das Söchste, sondern die zwischen Wollen und Erfüllung schwebende, von nichts als unserer Sehnsucht belebte Scheinwelt: die Welt der Runst! . . .

Für dreißig Centesimi.

In die Stille meiner Abgeschiedenheit, in der ich jeden Morgen eine gesegnete Arbeit mit dem schönen Gefühle beginne, selbst meine Feinde zu lieben, ist ein Bild und ein Klang ewiger Wanderschaft gedrungen. Als ich gestern abend durch die hocheingemauerten Gäßchen zum Restaurant Del Lauro schritt, wo liebenswürdige Wirte mir als alleinigem Gast in einer Rosenlaube Speise und Trank vorsetzen, hörte ich Musik und ging ihr nach. Auf der nahen Piazzetta, mitten in einer

Schar Volkes, die durch einen Polizisten in Ordnung gehalten wurde, spielten zwei kaum zehnjährige Mädchen und ein noch jüngerer Anabe Geige, hinter ihnen standen mit begleitender Guitarre ein Mann und eine Frau, und alle schauten und spielten und sangen zu einem Fenster des Hotel Paradiso empor, in dessen Rahmen, umgeben von andern Gästen, eine große, weißgekleidete Engländerin lauschte und lachte.

Es war kein Kunstgenuß, aber ein Vorgang, der einem wie ein Symbol und von Minute zu Minute tiefer ergriff. Eben begannen die fahrenden Leute eines jener leidenschaftlichen Liebeslieder in Moll, wie sie dem Süden eigentümlich sind; mit aller Unmittelbarkeit und allen falschen Tönen des Lebens sangen die Kinder Worte und Weisen, die sie kaum verstehen konnten. Es lag etwas Zerreißendes, etwas Herzzerreißendes darin; sie schrien mit jener Berzweiflung, aus der die ewige Wiederholung sprach, und doch wieder als allezeit tapfere Soldaten auf ihrem Posten. Wie der Knabe, ein kleiner Leporello mit pfiffigem Gesicht, bei den Fermaten, weil er es sonst nicht mehr aushielt, die Geige absette, mit dem abwärts geschwungenen Fidelbogen nach hinten ausholte und losbrüllte; wie das ältere Mädchen singend zu tanzen ansing und die Sände gegen die große, dunkelrote Rose zwischen seinen jungen Brüsten verwarf, mit blassem, von Müdigkeit trunkenem Antlik eine Bacchantin wider Willen: das fündete ein Schickfal, im kleinen Bilde etwas Großes; es klang aus allem wie eine Variation des "Ave Caesar, morituri te salutant!" Für wen sangen und spielten und tangten die armen Narren? Für die kokette Engländerin im Fenster? Oder stand noch etwas Größeres hinter ihr? Das Leben?? Und wer schickte die armen Narren in die Arena? Der Mann mit dem langen haar, den blinzelnden Augen und dem schmunzelnden Munde; die Frau mit dem unbeweglichen Indianergesicht, das sich bei seiner Genesis für keines der beiden Geschlechter recht ent= scheiden konnte? Wissende, vielleicht sogar jenseits des Wissens stehende, ruchlos Gleichgültige; menschlich wie musikalisch der stützende Baß zu einem Liede und einem Schickfal, das sie selbst einst gesungen, gelitten? Oder stand auch hinter ihnen etwas Größeres, das sie wie an unsicht= baren Fäden lenkte? das Leben?? Aus der Ferne des bleichen Himmels schaute mit stillem, silbernem Glanze die Benus . . .

Ein paar Soldi wurden eingesammelt; dann zogen die Musikanten ab, und mit ihnen verschwand das Bild des in sich zerspaltenen Lebens, das ewig mit sich selbst Krieg führt und in den großen Riß der Welt, in das endlose Treffen, mit dunkeln Instruktionen (lauter Uriasbriesen) — die Lebenden schickt. Wie das Wirtstöchterlein mir mein Risotto ausstellte, berichtete es, die guten Leute seien sehr betrübt gewesen, denn man habe sie extra vors Hotel bestellt und ihnen dann ganze dreißig Centesimi gegeben; da machten sie bessere Geschäfte, wenn sie auf der

Straße ihre Kunst übten. Tröstet euch, ihr fahrenden Sänger der Liebe! Haben wir nicht alle schon vor dem bewußten Balkon die Saiten unserer Seele gestimmt, haben Worte gestammelt, die wir nicht verstanden, und Lieder gesungen ohne zu wissen warum? Wir waren Narren und glücklich wie Narren — und auch uns kam, beim Rückblick, die bittere Einsicht: "Per trenta centesimi! . . ."



Gustav Schmoller.

Bon Dr. Baul Gngag, Bürich.

m 24. Juni feierte Gustav Schmoller in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit seinen siebzigsten Geburtstag. Wenigen Gelehrten der nationalökonomischen Wissenschaft ist es vergönnt, an der Schwelle des Greisenalters auf eine so fruchtbare Wirksamkeit als Schriftsteller und

Lehrer zurückzublicken. Man übertreibt keineswegs mit der Behauptung, Gustav Schmoller habe nach dem Tode Roschers in Verbindung mit Schäffle, Adolph Wagner und Lujo Brentano der modernen Volks-wirtschaftslehre ein ganz besonderes Gepräge gegeben. Sein Name ist im Laufe der Jahre weit über sein eigentliches Fachgebiet hinausgebrungen und auch in den Nachbarwissenschaften, in Politik und Verwaltung, ein geläufiger geworden.

Schmoller wurde am 24. Juni 1838 in Heilbronn geboren. Er studierte in Tübingen, kam bereits 1865 als Ordinarius nach Halle, 1872 an die reorganisierte Straßburger Universität und 1882 als Nachsfolger Helds an die Universität Berlin. Mit besonderer Borliebe warf er sich auf die geschichtliche Ergründung wirtschaftlicher Fragen, auf die erakte, klare Erforschung ökonomischer und sozialer Grundtatsachen und Zusammenhänge. "Beobachten und Beschreiben, Definieren und Klassissieren," sagt Schmoller, "sind vorbereitende Tätigkeiten. Was wir aber damit erreichen wollen, ist die Erkenntnis des Zusammenhanges volksewirtschaftlicher Erscheinungen."